Der Tag der nationalen ARBEIT

Ausgabe A/B

DIE JUNGENSCHAFT Blätter für Heimabendgestaltung im Deutschen Jungvolk • Berlin • 3. Mai 1939 • Folge 15

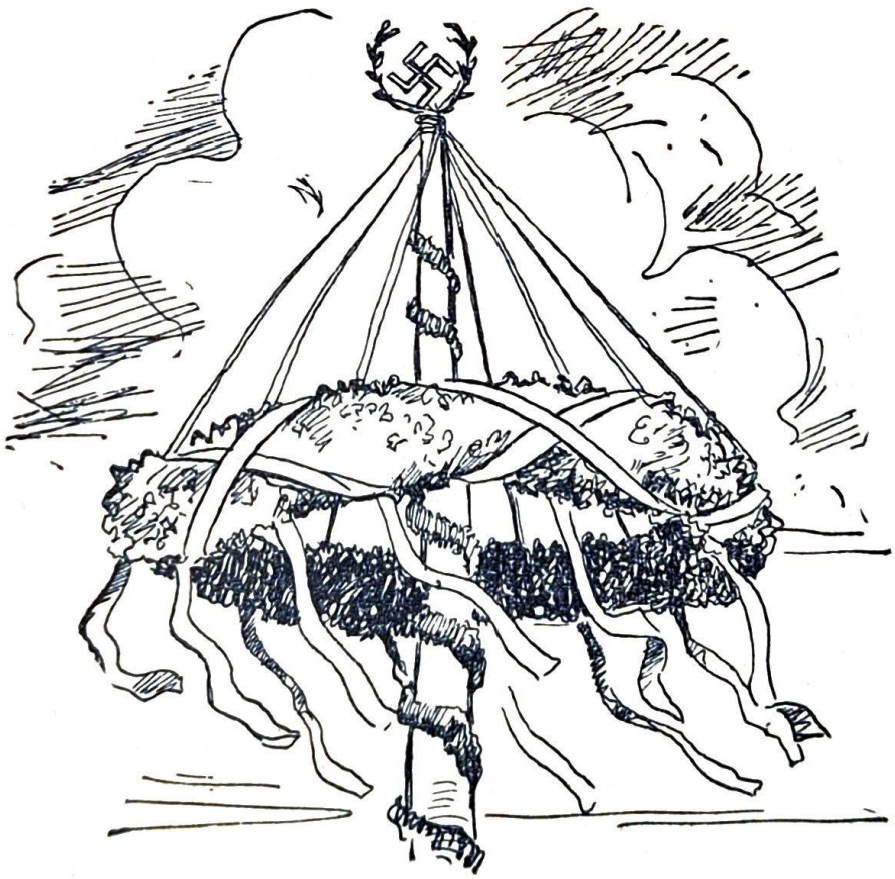
DER TAG DER NATIONALEN ARBEIT

Ausgabe A/B

DIE JUNGENSCHAFT

Blätter für Heimabendgestaltung im Deutschen Jungvolk • Berlin • 3. Mai 1939 • Folge 15

I. Teil: Der Heimabend



KAMERADEN!

Von jeher war den deutschen Menschen der 1. Mai ein Festtag. Sie begrüßten in ihm den erwachten Frühling und sahen in ihm das Auferstehen der Natur, in deren Walten und Wirken sie eingeschlossen waren.

Die volksverräterischen Roten aber waren es, die mit ihren Klassenkampfparolen dem deutschen Arbeiter diesen Tag, den Tag der Freude, umfälschten. Getreu ihren Parolen vom Fluch und von der Knechtschaft der Arbeit machten sie diesen Tag zum Kampftag gegen die Arbeit. Das Fest des Friedens und der Freude war zu einem Tag des Hasses und der Zerstörung geworden. Es gab keinen 1. Mai mehr, an dem nicht eine Reihe deutscher Menschen Opfer des jüdischen Wahnsinnes wurden.

Mit dem Kommunismus machte der Führer auch dem roten 1. Mai ein Ende und gab diesem Tag wieder seinen ursprünglichen Sinn, indem er ihn zum „Tag der nationalen Arbeit" erklärte. Damit stellte er die Arbeit als Mittelpunkt in das nationale Leben des deutschen Volkes. Die Klassenschranken wurden eingerissen. Ein Volk fand sich in seiner Arbeit zur Einheit. Heute im nationalsozialistischen Arbeiterstaat ist die Arbeit der Maßstab geworden, nach dem der deutsche Mensch eingeschätzt wird. Gleichgültig, ob einer am Amboß steht oder ob er hinter dem Pflug geht — es gibt keine Klassen und Stände mehr —, entscheidend ist einzig und allein die Leistung und sein Schaffen zum Nutzen der Gemeinschaft.

Wir wollen uns den Wiederanstieg der Nation durch unseren Fleiß, unsere Beharrlichkeit, unseren unerschütterlichen Willen ehrlich verdienen.

Adolf Hitler

Wir alle –

Wer den wuchtigen Hammer schwingt

Der Schmied steht an seinem Amboß. Unter den wuchtigen Schlägen des Hammers nimmt das glühende Eisen die Form an, die es erhalten soll. Aus einem groben Stück Eisen wird ein Radreifen, eine Achse, ein Eisenträger oder ein Werkzeug. Feuer und Eisen sind die Werkstoffe seiner Arbeit. Aber nicht nur in der Faust des Schmiedes schwingt der Hammer. In den weiten Fabrikhallen, mitten im Lärm und Donner der Maschinen, mitten im Kreisen der Räder und Riemen stehen deutsche Werkleute, den Hammer als Arbeitswerkzeug in der Hand. Im Steinbruch saust der Hammer nieder, die Steine für den Haus- und Straßenbau zu brechen. In der Hand des Zimmermanns, des Schreiners, in vieler Werkleute Hand ist der Hammer gegeben. Aus Stein, Eisen und Holz schaffen deutsche Werkleute ihr Werk.

Wer im Felde mäht die Ähren

und als Bauer hinter dem Pflug schreitet, den Acker fruchtbar zu machen für eine neue Saat, ist ebenso wie der Mann am Amboß oder in den Hallen der Fabrik ein Werkmann. Wenn der Bauer das Korn in die Erde sät oder die Sichel schwingt, das reife Korn zu mähen, so ist er der Sämann und Hüter neuen Lebens, das als Frucht zugleich wieder Saat ist und dem Volk das Brot gibt. Der Bauer ist unermüdlich in seiner Arbeit. Er arbeitet, wenn die Sonne aufgeht, er arbeitet noch, wenn sie untergeht. Es ist das Brot des Volkes, das er sät, es ist das Brot des Volkes, das er in den reifen Ähren schneidet und unter das schützende Dach der Scheune fährt, es ist das Brot des Volkes, das er zum Müller bringt, damit dieser die Körner zu Mehl mahlt.

Wer ins Mark der Erde dringt

Wie wichtig ist für unser heutiges Leben die Kohle geworden. Es gibt kaum etwas in unserem täglichen Leben, das nicht aus der Kohle gewonnen wird. Denken wir an das Gas, an die Stoffe der Chemie, an Teer und Farben, denken wir an die Hochöfen, in denen das Erz geschmolzen wird, denken wir an die Kokereien, an die Schmieden und Maschinen. Überall wird die Kohle gebraucht, damit sie unseren Zwecken dienen kann.

Tief unten im Schacht sausen die Fäustel in das schwarze Gestein, pocht der Bohrhammer, hallen die Sprengschüsse durch die Flöze und fahren die Förderkörbe auf und ab. In harter Arbeit tut hier im Bergwerk der Bergmann seine schwere Pflicht. Die Grubenlampe gibt ihm einen matten Schein bei seinem Werk. Unermüdlich, aber in zäher Energie und Ausdauer, werden die Flöze weiter vorgetrieben und wird die Kohle zutage gefördert. Über Tage wird aus diesem schwarzen Gestein dann tausendfältiges Leben.

Wer am Strom den Nachen zieht

Unaufhörlich fahren die Dampfer und Schlepper auf den Strömen und verfrachten Erze, Kohle, Maschinen, die Erzeugnisse unserer gemeinsamen Arbeit. Weit über die Meere bringen unsere Dampfer in fremde Länder und zu anderen Völkern unsere Waren oder bringen uns die notwendigen Rohstoffe, die wir einführen müssen, weil wir sie im eigenen Lande nicht haben, wie Erze und Baumwolle, damit alle arbeiten und Werte schaffen können. Im Kessel- und Heizraum der Dampfer stehen die Heizer vor den Öfen und werfen die Kohlen in die Feuerung, damit die Kolben und Räder der Maschinen gehen und die Schiffsschrauben antreiben. Auf seinem Kommandoturm steht der Kapitän und lenkt das Schiff durch alle Gefahren hindurch, damit die Fracht den Hafen erreicht und dem Zweck zugeführt wird, dem sie dienen soll. Wer wollte wohl behaupten, daß auf einem solchen Dampfer ein Mann zuviel ist! Jeder steht an seinem Platz, der unten im Heizraum ist ebenso wichtig wie oben auf dem Kommandoturm.

Wer am Webstuhl sich müht

In der großen Halle der Weberei sitzen die Weber an ihrem Webstuhl und lassen die Fäden über die Spulen laufen. Aus groben und feinen Fäden, aus Baumwolle, die unsere Dampfer und Eisenbahnen aus fernen Ländern holen mußten, aus Wolle, die Schäfer und Bauer gewinnen, aus Flachs, den der Bauer anbaut, werden unsere Stoffe, unsere Tücher, unsere Decken und Teppiche hergestellt. Die vielen Fäden, die durch die Hände der Weber laufen, werden zu einem Stück Stoff, das der Schneider zu einem Anzug verarbeitet. In diesem Anzug gehen wir zur Fabrik, sitzen wir in den Büros vor Rechen- und Schreibmaschinen, sitzen in chemischen Laboratorien oder am Steuer des Flugzeuges. Überall, wohin wir sehen, brauchen wir ebenso wie die Arbeit des Bauern und Bergmanns, des Schmiedes und Heizers auch die Arbeit des Webers und Schneiders. Es gibt keinen Beruf, der nicht notwendig wäre.

Wer mit Schädel und mit Hirn

Aber nicht nur der Bauer auf dem Feld, der Arbeiter in der Fabrik, der Bergmann in der Grube, der Heizer im Kesselraum oder der Weber am Webstuhl arbeiten und schaffen Werte. Auch der Geistesarbeiter, „der mit dem Hirn pflügt", schafft Werke und Werte. So ist es auch beim Architekten, der das Haus entwirft, an dem viele verschiedenartige Handwerker zu arbeiten haben.

Ja, auch der Künstler, der aus der Seele, aus dem Blut des Volkes heraus unsere Denkmäler, unsere Bilder und Dichtungen schafft, ist ein Werkmann. Denn durch seine Arbeit schafft er die Werte der Kunst, die ebenso ein Zeugnis unseres Volkes sind wie unsere sonstigen gemeinsam geschaffenen Arbeiten.

– sind eine Gemeinschaft der Tat

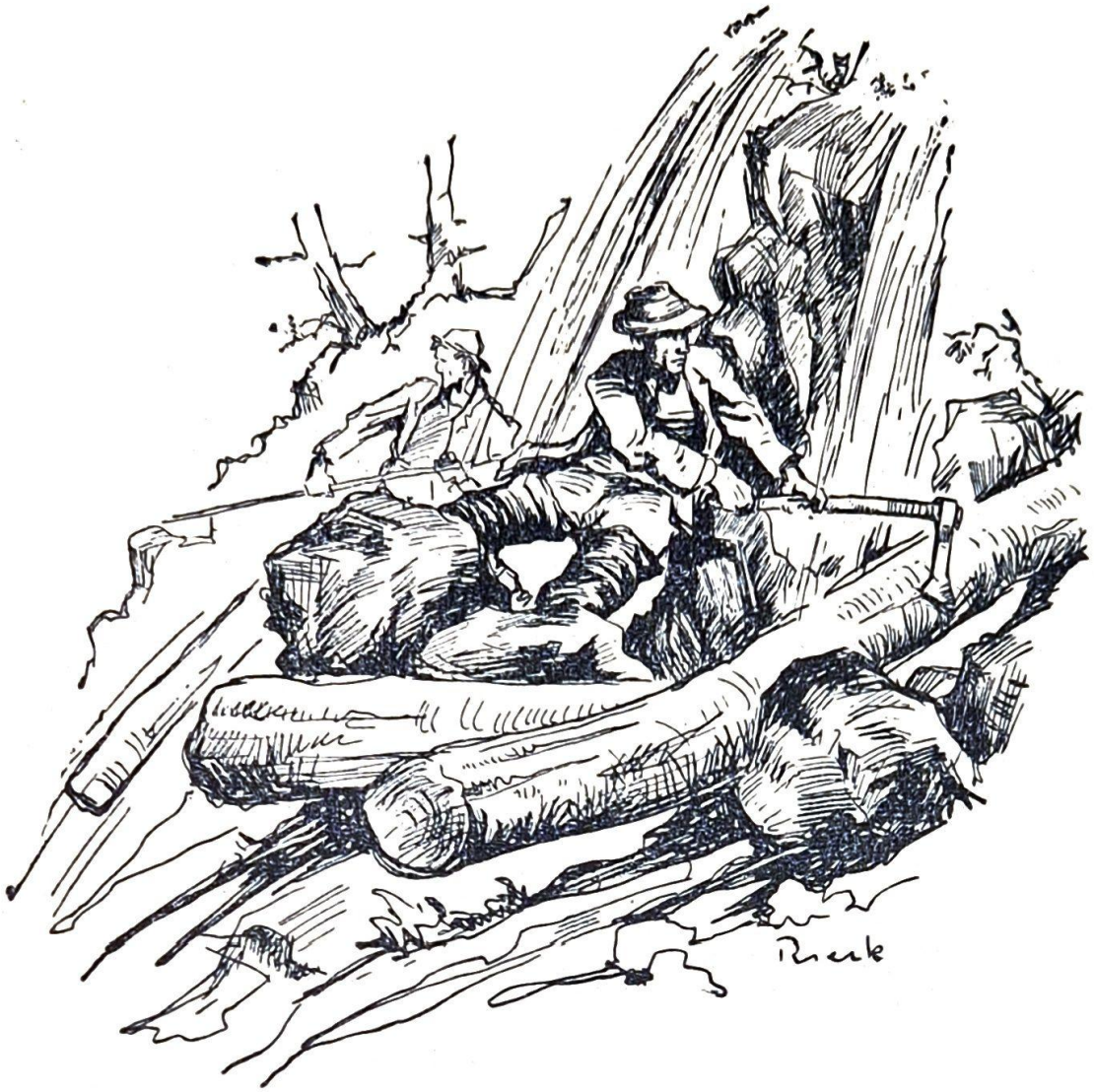
So ſtehen allüberall im deutſchen Land Werkleute bei ihrer Arbeit. Da ſteht der Hilfsarbeiter neben dem Schloſſer und Dreher, der Hauer neben dem Steiger, der Zeichner neben dem Ingenieur, der Handlanger neben dem Maurer, der Büroangeſtellte neben dem Kaufmann, der Aſſiſtent neben dem Arzt. Da reicht der eine dem andern die Nieten, die die Träger der Brücke miteinander verbinden ſollen, da ſchlägt einer die Kohle, die wiederum ein anderer wegfährt. Steine werden von Hand zu Hand gegeben, damit das Haus wächſt. Ein anderer fertigt Zeichnungen an, die wiederum von anderen Hirnen entworfen wurden. Unendlich viele Zahnräder kreiſen, große und kleine. Nicht ein einziges Rad oder Rädchen iſt da, das nicht eingereiht wäre in das große Getriebe einer ſinnvollen Maſchine. Das eine Rad greift in das andere und zwingt es, mitzulaufen. Jedes Rad aber greift ſo ſinnvoll und notwendig in das andere, daß man es nicht entfernen dürfte. Nicht ein einziges Rad oder Rädchen iſt unwichtig. Würde auch nur ein einziges dieſer Räder oder Rädchen ausſetzen, die ganze gewaltige Maſchine würde nicht mehr arbeiten — ſie müßte ſtillſtehen.

Es ſind erſt wenige Jahre vorüber, da wurde in Deutſchland dieſer ſinnvolle Organismus noch nicht begriffen. Da ſtanden ſich die einzelnen Berufsſtände feindlich gegenüber. Der Arbeiter ſtand gegen den Bauern, der Arbeiter der Stirn gegen den Arbeiter der Fauſt und umgekehrt. Ein jeder glaubte, in der Vernichtung des anderen läge ſeine beſſere Zukunft. So wurde das große Räderwerk unſerer Arbeit zerſtört. Haben wir nicht alle die furchtbaren Folgen, die hieraus entſtanden, geſehen? Standen die Maſchinen nicht ſtill? Verödeten nicht die Fabrikhallen und Werkſtätten? Fraß nicht die bitterſte Not das Volk auf? Stand nicht hinter jedem ſtillgeſetzten Rad aus dem großen Räderwerk das bleiche Geſicht des Hungers und der Verzweiflung? Bis der Führer jedem Teil, jedem einzelnen Rädchen an der Maſchine wieder klarmachte, daß es notwendig iſt, wieder in Gang zu kommen, damit das Ganze beſtehen kann. Er brachte das ganze Räderwerk wieder in Gang. Ein Rädchen greift wieder in das andere und tut ſeine Pflicht. Und ſiehe: das Ganze lebt! Wir ſehen ſeitdem die große Arbeitsgemeinſchaft auch verkörpert nach außen in den Organiſationen der Volksgemeinſchaft, in der Deutſchen Arbeitsfront, der SA, der SS, der HJ, der Partei. In all dieſen Organiſationen ſtehen die Werkleute der verſchiedenſten Berufe nebeneinander, alle marſchieren im gleichen Tritt — eine große, gewaltige Symphonie. Die wunderbare Ordnung der deutſchen Arbeit, der ganzen deutſchen Welt wurde erbaut und errichtet durch unſeren Führer. Er ſtellte in Deutſchland die Volks- und Arbeitsgemeinſchaft wieder her unter dem großen einenden Leitſatz:

Gemeinnutz geht vor Eigennutz!

Zwei Männer in brausenden Wassern

Es ist hohe Zeit. Solche Tage sind nicht zu verpassen. Sie sind so viel wert wie die Frühlingstage, wenn das Wasser kommt. Man kann das erste Holz herunterflößen. Das Staubecken muß übervoll sein. Und die Gewalt des Wassers reicht unbedingt aus, das Holz herunterzubringen. Im Tal unten wird die sogenannte „Wanne" nachgesehen. Das ist das Sperrgitter, das die angeschwemmten Stämme aufhält. Von dort aus zieht man sie dann heraus, wenn sich das Wasser verlaufen hat. Hier arbeiten die Holzer und warten auf die Flut. Eben rollen die letzten geschälten Klötzer hinunter in das Becken der Wasser. Das ist ein Stück Arbeit. Da heißt es aufpassen. Wer nicht schnell zur Seite springt, wird erbarmungslos mitgerissen. Aber die Männer sind's gewohnt. Auch die Alten können noch springen. — Das poltert nun im Walde von allen Seiten herunter. Die nassen, weißen Kloben rollen und stürzen, donnern über Felsen und keilen sich zwischen die wilden Wasser ein. Kein Mensch kann glauben, daß es eine Kraft geben könnte, sie aus diesem Verbohren in die Felswände herauszureißen. Über dem Hauptstaubecken ist weiter droben gut anderthalb Stunden weiter ein erster Damm errichtet. Sie hämmern jetzt schon gegen die aufgespießten Stämme. Aber alle Mühe ist vergebens. Zuweilen müssen die Holzknechte hinunter. Da ist ein Stamm so unglücklich gefallen, daß ihn auch das höchste Wasser nicht erreichen kann. Das kostet dann Schweiß. So klettern auch heute wieder die jungen Holzer Schneider und Fritsch in die Tiefe hinunter, um hier und da etwas zu richten. Die Männer am Hauptbecken wissen das und warten darum. Aber im Augenblick denkt niemand daran, ob jemand schon zum oberen Staudamm hinaufgestiegen ist. Doch heißt es, der Exner stehe oben. Er wolle in einer Stunde das Zeichen geben, daß er ausstoße. Sie sollen nur auf das Feuerle achten, das am Silberfall aufgehen werde. Und wenn es bei dem Regen und Nebel nicht zu sehen sei, so wisse man ja doch die Zeit. Ja, ja, sagen sich die Männer, es hat noch Zeit. Die Wasser plärren. Die Steine rollen. Der Sturm bricht in die Stämme und schlägt die Kronen aneinander. Die Männer wissen, jeder steht für sich jetzt an seinem Platz und muß achtgeben. Sie sehen nach dem Feuer, aber es ist sinnlos. Die Nebel hängen viel zu tief. Dem einen ist es, als wenn jetzt eine Stunde herum wäre. Er versucht, dem Exner unten ein Zeichen zu geben. Aber er läßt es sein; denn schließlich muß es jeder wissen, wo er jetzt zu stehen hat. Schneider und Fritsch, die beiden jungen Leute, nehmen sich wohl gerade vor, den letzten Stamm in die rechte Flanke zu ziehen, da sieht es Schneider zuerst. Der Fritsch schlägt gerade unter ihm einen Haken in einen Stamm. Schneider schreit auf. Aber die Fluten donnern so dumpf, daß er seinen eigenen Schrei kaum vernimmt. Wohin soll er denn selber greifen? Die Beine versagen den Dienst. Jetzt hört auch Fritsch das unheimliche Donnern. Wie eine gelbe, zerbröckelnde Felswand hebt sich in diesem Augenblick eine Wasserwoge über ihnen und schlägt herunter. Schneider steht gut. Vor ihm ein Felsklotz und hinter ihm ein Stein. Er ist so eingezwängt wie der Stamm,



den er eben heraufziehen wollte. Es gurgelt um ſeine Ohren. Durch den Mund ſtürzt das Waſſer. Die Naſe erſtickt in der Flut und über ſeinem Schädel trommeln furchtbare Schläge. Wohin ſollen die Hände greifen? Nur nicht mitgeriſſen werden. Jetzt hebt es ihn. Hat er denn keine Kraft mehr? Er iſt nur ein Ball. Gott ſei Dank, auf einmal kann er atmen. Der Kopf iſt überm Waſſer. Die Füße ſtehen. Die Knie ſind feſt an den Stein gedrückt. Aber ſie halten. Die Bruſt keucht. Unaufhörlich ſtoßen die Waſſer an Leib und Bruſt. Beinahe bis an den Hals wirbeln die Waſſer. Da er nun Luft hat, beginnen die Arme wieder zu greifen. Jetzt muß es gehen! Die Waſſer, die ſich immer wieder aufs neue herunterſtürzen, dienen als Hebel, und der rieſige Holzklotz, um den er ſich vorhin ſo mühte, gibt nach. Der Holzklotz beginnt zu rutſchen. Im nächſten Augenblick iſt er nur ein Spielball der Wellen. Schneider lacht. Er ſteht feſt eingeklemmt bis an den Leib im Waſſer und erwiſcht jetzt wieder ſeinen Haken. Es heißt jetzt nur wieder aufpaſſen, daß einen die Stämme beim Herunterziehen nicht erſchlagen. Da die Waſſer ſchon ein wenig nachlaſſen, gibt er ſeinen Stand auf, klemmt ſich über den großen Stein und geht nun ſo bis an die Knie im Waſſer, daß er auch ſeine Stange wieder erreicht. Jetzt wird ihm nichts mehr gefährlich.

Er kommt in Schweiß. Es heißt jeden Augenblick nützen. Das iſt das richtige Waſſer. Auch die verſteckten Klötzer bringt er über alle Hinderniſſe. Die oberen Hölzer, die vom Silberfall kommen, donnern an die anderen im unteren Becken. Sie kommen zu früh. Die Männer erſchrecken. Nun gibt es kein Aufhalten mehr. Die Stützen müſſen fallen, und die Donner rollen mit Waſſer und Holz in die Tiefe. Die Männer am Wehr ſind ſo im Eifer, daß keiner an die beiden Menſchen denkt, die oberhalb des Wehres zwiſchen den Staubecken hinuntergekrochen ſind.

Nach drei Stunden kommt ein Mann herauf. Da greifen ſich die Männer an den Kopf. Barmherziger Himmel! In der Erregung über die plötzlich hinſtürzenden Fluten und bei der Anſpannung aller Kräfte hat niemand an die beiden Holzer gedacht. Der Schneider iſt's. Gottlob. Er iſt ja noch gut beieinander. Der Fritſch iſt noch unten. Die Waſſer gehen ſchon langſamer. Er wird auch kommen. Dann ſtolpert er durchs Wurzelwerk heran.

„Ich hab' dich nimmer geſahn, Schneider!"

„Ich duchte, es hätte dich verſchluckt."

„Wie lange ſein wir denn eim Waſſer geweſen?"

„Nu wull ſechs Stunden."

Früh wird es dunkel. Auf einmal iſt auch das Frieren da. Die Männer ziehen die Säcke über die naſſen Kleider. Aber das hilft nichts. Die Säcke ſind auch naß. Alles iſt kalt. Sie reichen einander etwas zum Trinken. Sie ſagen ſich, das wärme auch. Aber ſie frieren. Jetzt, da ſie müde ſind, lachen ſie auch nicht mehr. Der Fritſch hinkt jetzt, der Schmerz iſt gekommen. Das Bein will nicht mehr recht mit. Und im Kopf brummt es. Der Schneider ſtützt ihn ein wenig. So ziehen ſie miteinander heim.

„Das war hart, Schneider!"

„Nu ja, ja! Aber heute müſſa ſe uns a Höchſtlohn geben."

„Ich meine, ſechs Mark wär'n wull nie zuviel."

Sie kommen an den alten Finger heran. Der Fritſch klopft ihm auf die Schulter.

„Du, Finger, du kannſt's heut bezeugen."

„Was denn?"

„An ganzen Tag haben wir heute geſchafft!"

„Wart ock amal — das is keene Rechnung, es ſein duch nur ſechsahalb Stunden."

„Aber das Waſſer!"

„Das Waſſer zählt keene Stunden."

„Aber ich merk's doch, es hat mich elend gehauen. Wenn ich auch Glück gehabt habe, gegen eine Tanne hat's mich geſchmiſſen."

„Nu, jetze iſt's ja vorbei. Bloß elende kalt iſt's!"

„Es is nich der Rede wert!" —

„Es ist mein Bruder ..."

Das erſte, was er erkennt, iſt eine Hand! Sie liegt wie abgeriſſen drüben unter dem Geſtein. Das dicke, gelbe Licht der Grubenlampe tropft darauf. Wie er auf die Hand blickt, weiß er alles. Es können nur Augenblicke vergangen ſein. Eben ſchlug er mit dem Bruder zuſammen den angeſprengten Kohlenblock ab. Es war nichts zu befürchten. Das Geſtein war hart. Da brach ſeine Spitzhacke in weiches Geſchiebe ein. Er bekam einen Stoß vor die Bruſt und rollte, und über ſeine Ohren ſchlug ein dumpfes Donnern.

Nun liegt er wieder am Stolleneingang. Die Grubenlampe hängt noch drüben an der Stelle, wo ſie eben ſchlugen. Jetzt liegt dort eine Hand. Das iſt alles, was vom Bruder blieb. Er fährt mit der ſchweißigen Hand über ſeine Stirn. Jetzt nur nicht weich werden! Das iſt eben das Ende. Nur eine Hand!

Er will ſich aufrichten. Nichts ſchmerzt ihn. Er iſt alſo heil. Sie werden kommen, wenn er ruft. Sie können ihn nicht liegenlaſſen. Es iſt ihm, als bewege ſie ſich. Aber das kommt von der flackernden Flamme der Lampe. Die Hand ſcheint ihm noch einmal zu winken. Er muß ſich jetzt an das naſſe Geſtein halten. Er träumt nicht. Die Hand bekommt Leben. Wie von ſelber beginnt ſie zu zucken. Nicht, als ob darin nur noch ungeduldig das Blut klopfte. Mein Gott — es iſt ja ein Wille dahinter! Der lange Zeigefinger krümmt ſich! Er gibt das Zeichen. Immer nur wieder das lautloſe Krümmen des einen Fingers. Da ſchreit er auf. Die anderen vom Stollen 37 ſind da. Er erkennt ſie. Er weiß ihre Namen. Aber er weiß jetzt nicht, wie er ſie anrufen ſoll. —

Jetzt klirren ſchon die Schaufeln ans harte Geſtein. Vorſichtig — im Schwunge ſchon einhaltend — klopfen die Spitzhammer. Es iſt ſo, als ob jeder Schlag den Menſchen mittäfe. Es klingt hohl. Ja, der Grubenhauer Emanuel Wierſchner hebt bei jedem Schlag den linken Arm und bittet, nicht weiterzuſchlagen. In der Rechten hält er die freigeſchaufelte Hand des Bruders. Er liegt jetzt bald unter ihm. Sie können ſich zurufen. Er muß immerwährend reden. Er ſoll drunten nicht mehr erſchrecken, wenn die Hämmer aufs Geſtein ſchlagen. Aber er fährt doch zuſammen.. „Ihr werdet mich noch erſchlagen!" ſtöhnt es

von unten herauf. Der Steiger Wiedemann kommt und ruft ihm ein gutes Wort hinunter. „In einer Stunde haben wir dich frei, Wierſchner!“ — Er ſieht dabei den Bruder an: „Wierſchner, es iſt nichts mit einer Stunde! Wir kommen hier nicht weiter. Wenn wir hier weiter durchbrechen, kann es noch einmal herunterſchlagen. Wir müſſen von der anderen Seite anfangen. Ich kann es nicht verantworten!“

Der Bruder hält die Hand des Verſchütteten. Er muß ganz ruhig bleiben. Er darf nicht denken, was den anderen beunruhigt.

In dieſem Augenblick halten die Arbeiter ein. Das Klopfen erſtirbt. Die Schaufeln klirren nicht mehr. Es iſt ganz ſtill. Keiner rührt ſich von der Stelle. Sie ſchaufeln nun ſechs Stunden. Der Arm iſt halb frei. Der Kamerad kann rufen. Er liegt ſo nahe. Nur die Beine und den Unterleib fühlt er nicht mehr. Das iſt ihm eingezwängt. Und nun heißt es aufhören. Auf einmal bekommt die Erde unter ihnen eine Stimme. Sie hören keinen Menſchen mehr. Das iſt die Erde ſelbſt, die aufſchreit. Der Verſchüttete ruft durch Stein und Staub. Da ſoll einer weglaufen und wo anders anfangen? Sie müſſen ſich alle den Schweiß von der Stirn wiſchen. Der Bruder dort ſieht ſie alle der Reihe nach an. Er fühlt, wie ſich die Nägel des Verſchütteten in ſeine Hände graben. Er hört nur das immer wiederkehrende: „Helft mir doch!“

Da reißt er ſich zuſammen: „Herr Steiger — wir graben weiter! Wenn wir ihn nicht in einer Stunde freilegen, geht er mir ein!“

„Ich kann die Verantwortung nicht übernehmen. Wir können ihm Stärkung reichen. Vielleicht hält er durch. In der Nacht haben wir es dann geſchafft!“

„Herr Steiger — ich übernehme es!“

„Das kann kein Menſch, Wierſchner!“

„Doch, Herr Steiger, ich übernehme es!“

„Wierſchner — das kann der Tod ſein, wenn — —“

„Herr Steiger, fühlen Sie doch hier die Hand — da iſt das viel näher. Jetzt hat er die Hoffnung. Wiſſen Sie — Herr Steiger — die Hoffnung! Das iſt mehr als unſere Hilfe!“

„Nun — in Gottes Namen!“

Jetzt winkt Wierſchner einem Kameraden: „Nimm du meines Bruders Hand!“ —

Aus der Erde kommt ein Ruf: „Bruder!“

„Sei ruhig, Bruder, in einer Stunde biſt du ja frei!“

Er nimmt die Spitzhacke. Die anderen greifen wie erlöſt nach den Schaufeln. Noch behutſamer ſchneiden ſie in das bröckelnde Geſtein. Aber der Kamerad, der die Hand hält, ſagt, Wierſchners Hand werde immer ruhiger. Ich höre ihn auch leiſer ſprechen. Aber viel glücklicher. Er zählt zuweilen: „Nur noch fünfzehn Minuten!“

Jetzt ſind ſie ſo nahe, daß ſie meinen, der Stoß müſſe ſeinen Leib zerſchlagen. Da knirſcht der Spitzbalken. Der Kamerad zieht an der Hand des Verſchütteten. Wahrhaftig — er kommt näher! Es kann nur noch

Staub zwiſchen ihnen ſein! Dann muß er die Hand loslaſſen. Er ſtürzt hintenüber.
Der Steinblock iſt nachgefallen. Der Staub ſenkt ſich. Er liegt gerade wieder über dem Verſchütteten. Und wieder liegt die Hand da. Aber ſie krümmt ſich nicht mehr. Sie liegt voller Frieden — ganz geöffnet wie zum Danken.
Der Bruder Wierſchner hockt davor. Es wagt keiner, ihn zu rufen. Aber als ſie endlich den Verſchütteten freigeſchaufelt haben, klopft ihm der Steiger auf die Schulter: „Wierſchner — er iſt hinüber!"
„Ich hab's gewußt, Herr Steiger!" Der Steiger prallt von ihm zurück. „Gewußt?" „Ja, gewußt!" „Und ihr habt doch die Spitzhacke genommen?" „Ja, es war mein Bruder. Und die Hand da, Herr Steiger, die konnte nicht länger bitten. Die Stunde war herum!"

Wir alle!

Wir nehmen den Hammer in unſere Hand,
Deutſchland, den Pflug und den Spaten.
Über den Feldern lodert der Brand.
Deutſchland, wir ſäen die Saaten.

Deutſchland, wir kommen! Die Flamme loht
Über dem Land und dem Meere.
Flamme, wie glühſt du den Himmel rot.
Deutſchland, wir ſind deine Ehre.

Wir alle ſind eine Gemeinſchaft der Tat,
Sind Brüder aus einem Stamme,
Wir alle ſind Speichen an einem Rad,
Sind Zungen an einer Flamme.

Ferdinand Oppenberg

Jens Jeffensen und sein Hof

Jens Jeffenſen ſitzt auf ſeinem Erbhof. Der iſt bald vierhundert Jahre alt, noch nicht einmal fünfmal älter als Jens Jeffenſen — und wenn der über dieſen Hof geht, dann iſt es, als ſei er ganz genau ſo alt wie das Haus und die Scheune und der Stall und all das, was dazu gehört. Jens Jeffenſen hat einen Sohn — der Hinnerk iſt ihm aus dem Geſicht geſchnitten. Nur daß er fünfundzwanzig Jahre jünger iſt. Wenn Hinnerk über den Hof geht, dann iſt er auch ſchon wie dreihundert Jahre beim Haus.

Und ſein Sohn, der Jens, iſt wie der Alte, nur jünger, und deſſen zwei Buben ſind auch genau ſo. Nur, daß ſie eben noch kleiner ſind. Sie ſind einer wie der andere, und wenn ſie über den Hof gehen, dann gehören ſie dahin wie einer von den vielen Steinen oder Balken oder Pferdeköpfen auf dem Firſt.

Was ſind für einen Hof ſchon tauſend Jahre? Und zweitauſend? Da geht die Zeit im Bogen darum herum. Was ſoll ſie auch ſchon da, auf dem Hof? Vierhundert Jahre, ſagen die Leute, ſteht das Haus ſchon. Aber keiner kann ſagen, wie lange das Haus vorher ſchon dageſtanden hat und wie viele Geſchlechter hineingeboren worden ſind und wieder herausgeſtorben. Die Zeit iſt einfach darum herumgegangen zu den anderen Leuten, wo das Leben mit der Zeit immer wieder anders wird, weil es da kurzlebiger iſt. Was ſoll die Zeit ſchon da, wo geſät, geboren, geerntet wird? Wo der Frühling und der Sommer und der Herbſt und der Winter immer gleich ſind durch hundert, durch vierhundert, durch tauſend Jahre.

Eine Linde ſteht neben dem Hof. Die iſt ſo groß, daß man ſie weit ins flache Land hineinragen ſieht. Alt iſt ſie, uralt, und weil ſie ſo alt iſt und der Hof auch, legt ſie immer ihre Äſte ein bißchen über das Moosdach des Hauſes. Jens Jeffenſen kennt die Linde genau. Er weiß auch ihre Geſchichte. Der Hinnerk weiß ſie auch, und ſein Sohn, der Jens, der hat ſie ſeinen Kindern weitererzählt. Denn der Baum gehört zu ihnen wie alles, was da auf dem Hofe iſt.

Jens Jeffenſen kann erzählen, daß der Hirt im Dorf, der ebenſo alt iſt wie er, einen Urahn gehabt hat, der auch Hirt war — alle ſeine Vorfahren ſind Hirten geweſen. Und er kann erzählen, daß dieſe Hirten alle die Kühe der Jeffenſens zur Weide auf den Hünenbrink getrieben haben, jeden Morgen hinauf und jeden Abend wieder zurück ins Dorf. Er kann noch erzählen, daß der Urahn des Hirten, genau ſo wie er, jeden Tag von den Büſchen, die aus den morſchen Berglinden wucherten, ſich Ruten geſchnitten und Zeichnungen hineingeſchnitzt hat. Und daß er einmal ſo eine Rute an der Pferdekoppel neben dem Haus in den

Boden geſteckt hat, wie er nach ſeiner Art mit den Bauern über Bauerndinge geredet hat. Ja, und da iſt die Rute ſteckengeblieben. Und weil ſie noch Saft im Holz gehabt hat, hat ſie Wurzeln geſchlagen und iſt ein Baum geworden. Und heute, da iſt das wohl ſo, daß alle Bauern dem Jens Jeffenſen um dieſe Linde mit neidiſchen Blicken kommen. Und wenn ſo ein Städter vorbeifährt, dann hält er wohl auch mal ſein Auto an und ſtaunt, daß es ſo große Bäume gibt.

Jens Jeffenſen iſt Dorfälteſter. Und wenn Jens Jeffenſen etwas ſagt — das kommt ſelten vor, daß er den Mund aufmacht —, dann tut das das ganze Dorf. Wenn ſie ſtreiten im Gemeinderat und zu keinem Ende kommen, dann fragen ſie den Jens Jeffenſen. Der Bauer ſchiebt dann immer die Pfeife in den anderen Mundwinkel, räuſpert ſich und ſetzt ſich etwas auf. Und wenn ein paar Augenblicke darüber hingegangen ſind, dann ſpuckt er wohl auch einmal kräftig auf den Boden und redet hinterher ein Wort. Und dann hat er den Nagel auf den Kopf getroffen, und was er geſagt hat, iſt wie ein Geſetz für das Dorf.

Einmal, da ſind gelehrte Herren aus der Stadt in das Dorf gekommen. Profeſſoren aus Paris, aus London, aus Amerika. Lehrer an der Hohen Schule. Die ſind durch das Land gereiſt, um alles genau anzuſehen und umzudrehen, damit ſie nachher das Leben der Erde in ihre dicken Bücher und zwiſchen papierne Blätter ſperren können, wo es tot und kein Leben mehr iſt. Da ſind ſie auch zu Jens Jeffenſen gekommen und ſind ſtaunend vor ſeinem Erbhof geſtanden. Sie haben die gelehrten Köpfe gedreht und überall herumgeſchnüffelt und alles immer gleich aufgeſchrieben.

Jens Jeffenſen iſt dabeigeſtanden und hat kein Wort geſagt. Nur die Pfeife hat er einmal in den anderen Mundwinkel gerutſcht. Er hat nicht recht verſtanden, was dieſe ſeltſamen Fremden da für verrücktes Zeug trieben. Aber, daß ſie alles aufſchrieben und ein Buch daraus machen wollten, und daß in aller Herren Ländern die Menſchen von Jens Jeffenſen und ſeinem Erbhof laſen, das machte den Bauern doch ſtolz. Nachher, als die Fremden gingen, da trat Jens Jeffenſen in die Kammer und langte ein Brot vom Brett. Das überreichte er ihnen ſchweigend als Gaſtgeſchenk. Da ſtaunten die Fremden den Jens Jeffenſen an wie ein Wunder aus der Vorzeit.

Und da wußten ſie alle, daß er nicht von dieſer Zeit war, daß er überhaupt nicht von der Zeit war, und daß ſie hier keine Gültigkeit hatte, wo ein Erbe aus der Urahnenzeit lebte, als ſeien ſeit jenen Tagen, da das Brot ein heiliges Gaſtgeſchenk der Germanen war, keine zweitauſend Jahre darüber hingegangen. Da zerbrach das zwanzigſte Jahrhundert wie ein tönernes Gebilde und herauswuchſen Jens Jeffenſen und der Bauernhof, und dahinter ſchritten Pflüger, Säer und Nährer über die Erde, die das Korn gebar.

Schweigend ſtanden die Fremden. Die Männer, die ſonſt nichts aus der ſtaubigen Ruhe ihrer Bücher aufſchrecken konnte, beugten ſich im Gottesdienſt, der da um ſie wob. Spürten, daß ſie Staub waren gegen den Bauern, der aus der Erde wuchs und ihr den Sinn gab.

Es bleibt unſer unverrückbarer Entſchluß, jeden einzelnen Deutſchen, ſei er, wer es ſei, ob reich, ob arm, ob Sohn von Gelehrten oder Sohn von Fabrikarbeitern, einmal im Leben zur Handarbeit führen, damit er ſie kennenlernt, damit er auch hier einſt leichter befehlen kann, weil er ſelbſt ſchon vorher gehorchen lernte.

Adolf Hitler

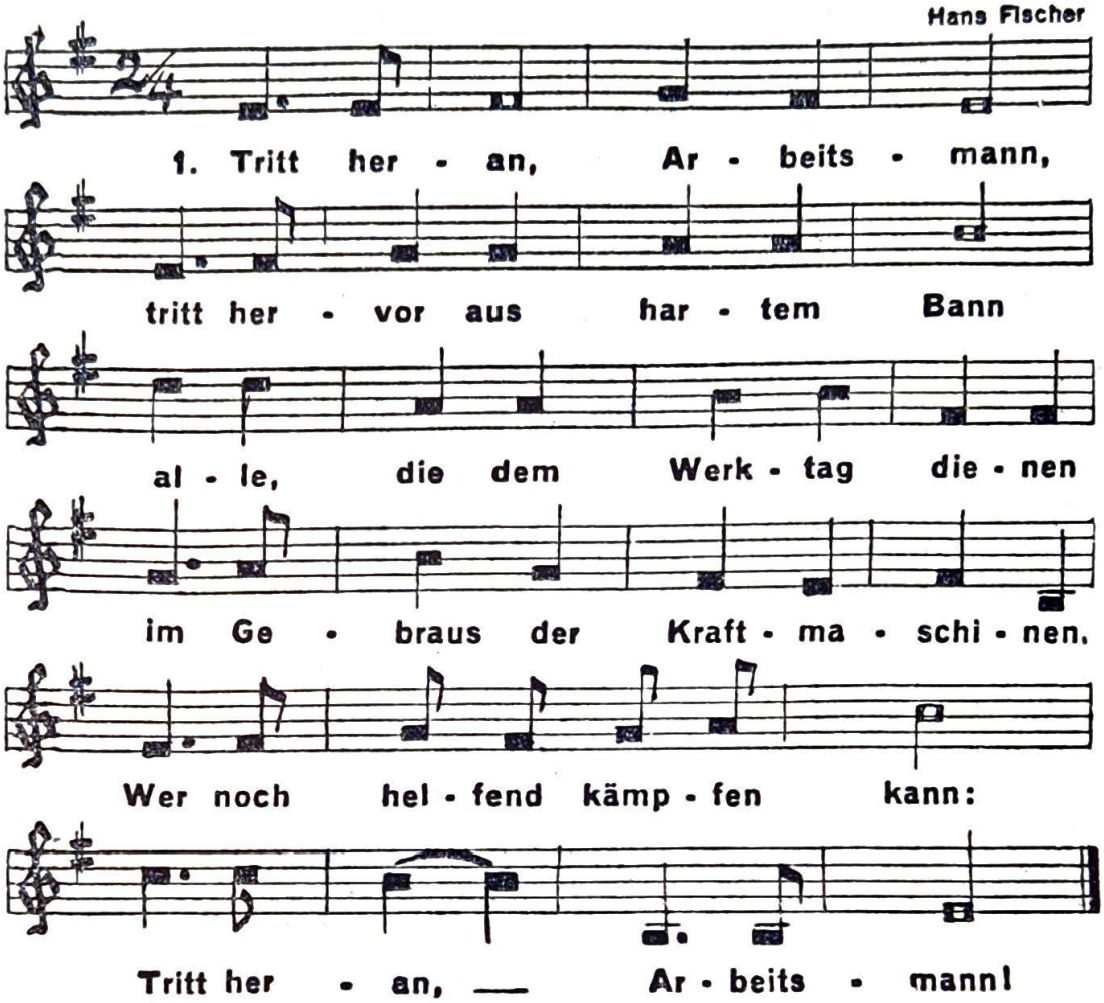
Werk

Hämmer ſchlagen wider Eiſen.
Eſſen rauchen Tag und Nacht.
Tauſend Räder blitzend kreiſen,
und im abgrundtiefen Schacht
ſchlägt der Bergmann ſeine Kohlen,
ſteht ſein Schaffen auf der Wacht.
Alle Hände woll'n beweiſen,
daß ſie zwingen Erz und Eiſen,
und daß Arbeit ihre Macht!

Weiße Straßen durch die Lande
reißen ihre ſtolze Bahn.
Sumpf, Moor, unfruchtbare Sande
ſind dem Spaten untertan.
Hohes Himmelsblau durchdonnert
ſilberhell ein Fliegerſchwarm. - -
Währenddes in ſchwerem Schreiten,
folgend dem Geſetz der Zeiten
pflügend geht der Ackersmann.

Ihre Bahnen ziehend ſchäumend
Schiffskoloſſe, fernenweit.
Und geballte Kraft aufbäumend
ſtampfende Maſchinen treibt.
Raſtlos denkt und formt der Wille
für des Volkes größte Zeit.
Denn aus weltenweiter Stille
zwingt der Toten harter Wille
dieſes Reiches Ewigkeit!

Tritt heran, Arbeitsmann



2. Räder drohn, Flammen lohn, donnernde Motorenfron. Gottes sind die Kraftgewalten; uns schuf er, sie zu gestalten! Zu beherrschen den Dämon! Räder drohn, Flammen lohn.

3. Meeresflut, Feuersglut, Land und Werk sind Gottes Glut! Land und Werk sind uns gegeben, daß wir frei und ehrlich leben! Brot und Schutz kommt all'n zugut, die's geschafft in Schweiß und Blut!

Heinrich Lersch

Quellenangabe:

„Wir alle . . ." schrieb Ferdinand Oppenberg. Die Erzählungen „Zwei Männer im brausenden Wasser" und „Es ist mein Bruder" sind von Hans Christoph Kaergel und stehen in dem Buch „Schaffendes Volk", Eichblatt-Verlag, Leipzig. Die Erzählung „Jens Jeffensen und sein Hof" schrieb Karl Heinz Eckert. Zeichnungen: Rieck, Beilage: Foto Hoffmann.

II. Teil: Die Führerschulung

Stephan Ludwig Roth

Auch er starb für Deutschland

Als der Siebenbürger Sachse Stephan Ludwig Roth am 11. Mai 1849 auf Beschluß des ungarischen Standgerichts erschossen wurde, trat der kommandierende Hauptmann, hingerissen von der Größe des Augenblicks und der Seelengröße des gefallenen Mannes, vor die Front und rief mit bebender Stimme: „Soldaten, lernt von diesem Mann, wie man für sein Volk stirbt!"

Wer war der Mann, dem selbst der Feind in seiner Todesstunde Ehrfurcht bezeugen mußte? Früher hatte man ihn vergessen, wie so viele, viele Söhne, die jenseits der Grenzen für ihr Volkstum als Blutzeugen gefallen sind.

Mit 21 Jahren wanderte Stephan Ludwig Roth als angehender Student durch Ungarn, Österreich und Bayern nach Tübingen, von wo aus er während des Jahres 1818 ganz Südwestdeutschland durchstreifte. Für alles zeigte der junge, erlebnishungrige Deutsche einen ungewöhnlich entschlossenen Sinn, seine Sturm- und Drangjahre lassen ihn nirgends lange verweilen. 1820 kehrt er nach Siebenbürgen zurück. Mit 38 Jahren, nach dem Tode seiner Frau, die ihm drei kleine Kinder hinterließ, wird er Stadtprediger in Mediasch und drei Jahre später Pfarrer in Nimesch in Siebenbürgen. Erstaunlich ist seine Vielseitigkeit. Zahlreiche Schriften über die verschiedensten Themen verfaßt er. Er kämpft für die deutsche Sprache, für die deutschen Schriften und Presse in Siebenbürgen. Er kämpft gegen die Auswanderung von Siebenbürgern, und ihm ist es zu verdanken, daß in den fünfziger Jahren einige Hundert schwäbische Familien in Siebenbürgen neu angesiedelt wurden. Die gesundheitliche und körperliche Ertüchtigung seiner Siebenbürger lag ihm ebenso am Herzen wie die geistige. Er kämpfte für das eine in Wort und Schrift. Er kämpfte für das andere, indem er selbst Geschichtsbilder für seine Landsleute schrieb, welche den Stolz auf ihre Kraft und auf ihre deutsche Vergangenheit stärken sollten. So lebte er sein Leben für sein Volk. In den letzten acht Jahren seines Lebens wurde er immer mehr zum Führer seines Volkes.

Siebenbürgen war 1700 zum Habsburgerstaat gekommen, und die Habsburger hatten dem Land seine altüberlieferte Freiheit belassen. Im Jahre 1848 brach ein Sturm herein über das Reich der Habs-

burger, die Ungarn empörten ſich. Sie wollten frei ſein, ihren eigenen Staat errichten, aber damit nicht zufrieden, wollten ſie auch das freie Siebenbürgen in Beſitz nehmen. Der habsburgiſche Kaiſer war machtlos gegen die ungariſchen Truppen. Seine ſchlecht bewaffneten und ſchlecht geführten Soldaten wurden geſchlagen. Die Siebenbürger waren aufgeſtanden gegen die ungariſche Gewalt, hatten gekämpft Seite an Seite mit den Öſterreichern gegen die Ungarn. Ihr Führer in dieſem Kampf war Stephan Ludwig Roth. Er ſtachelte ſeine Landsleute gegen die ungariſche Gewalt auf und rief die Jugend auf zur Bildung eines ſiebenbürgiſch-ſächſiſchen Freikorps. Die Siebenbürger ſchlugen ſich gut. Aber da die Öſterreicher nicht helfen konnten, ſondern beſiegt wurden, war die Übermacht der Ungarn zu groß, waren der ſiebenbürgiſchen Schwerter zu wenig, um den Sieg zu erringen und die Freiheit zu behaupten. Die Ungarn warfen den Widerſtand nieder und wüteten im ſiebenbürgiſchen Land. Der Führer der Siebenbürger Sachſen, Stephan Ludwig Roth, geriet in ihre Hände und wurde zum Tode verurteilt. Er wurde am 11. Mai 1849 in Klauſenburg erſchoſſen. Sein Volk hatte ihn gerufen, und er war dieſem Ruf gefolgt. Seinem Volk hatte er gelebt, und für ſein Volk iſt er geſtorben. Sein Volk aber, ſein deutſches Volk, vergißt ihn nicht.

Ihr habt die Pflicht, gesund zu sein!

Dein Körper gehört nicht dir, sondern der Nation

Als zu Beginn der Berliner Olympiade der Fackelträger ſich dem Innenraum des überfüllten Stadions näherte, als er, die Fackel hoch in den Händen haltend, die Völker grüßte, bejubelten alle in ihm den wiedererſtandenen Gedanken der Leibesſchönheit und der Harmonie von Körper, Geiſt und Seele als einen Hochwert der nordiſchen Menſchheit. Denn die nordiſche Lebensanſchauung wird durch eine gleichmäßige Bewertung von Körper, Geiſt und Seele gekennzeichnet. Erſt im Zuſammenſpiel und im gegenſeitigen Aufeinanderwirken dieſer drei Lebenserſcheinungen des Menſchen ergibt ſich ein im germaniſch-deutſchen Sinne vollgültiges Menſchentum.

Die Wertung und Pflege des ſauberen und geſunden Körpers zeigt ſich am deutlichſten in den Leibesübungen. So wie die geſunde Bewertung des Leibes den Erbteil unſerer nordiſchen Raſſe iſt, ſo finden wir bei der Rückſchau in die Vergangenheit unſeres Volkes Beſtätigungen dafür, daß unſere Ahnen Leibesübungen getrieben haben, und zwar ſchon vor der Zeit, da die Olympiſchen Spiele im alten Griechenland in Blüte ſtanden. Die Leibesübungen des nordiſchen Menſchen haben einen religiöſen Urſprung, worin ſich ſo recht die hohe Bewertung eines

ſchönen und kraftvollen Leibes äußert. Als Kriegs- und Wehrſport ſind die Leibesübungen zugleich ein Ausdruck des Wehrwillens der jungen Mannſchaft.

Der Sport des germaniſch-deutſchen Menſchen diente deshalb ſtets nur der Durchbildung des ganzen Körpers und niemals der Erzwingung von einzelnen Höchſtleiſtungen.

„Den Schild lernt er ſchütteln, Sehnen winden, Bogen ſpannen und Pfeile ſchaften, Spieße werfen, Lanzen ſchwenken, Hunde hetzen, Hengſte reiten, Schwerter ſchwingen, das Schwimmen im Meer",

ſo heißt es in der Edda von dem germaniſchen Edelmann. Dieſe Vielſeitigkeit der Leibesübungen wurde durch alle Jahrhunderte in unſerem Volke gepflegt. Die Ritterturniere, die Bauernſpiele und die Zunftfeſte legen ein beredtes Zeugnis für den Geiſt in der jungen Mannſchaft des Mittelalters ab. Die Leibesübungen zur Zeit des Turnvaters Jahn und die nationalſozialiſtiſchen Leibesübungen der Gegenwart künden die gleichen Auffaſſungen.

Die Leibesübungen ſind alſo nicht eine Neuerſcheinung unſerer Tage. Aber ſolange ſie in unſerem Volke getrieben wurden, ſolange gibt es auch Gegner unſerer Auffaſſung von der Einheit von Körper, Geiſt und Seele. Das geſunde Körpergefühl und der Wille zur leiblich-ſeeliſchen Harmonie wurde beſonders ſeit dem Mittelalter vielfach unterdrückt und verzerrt. Verhängnisvoll geradezu war der Einfluß, den die Kirche auf die Bewertung des Leibes ausübte. Ihre ganze Arbeit war und iſt auf eine Zeit nach der Vollendung des körperlichen Seins, auf die Zeit nach dem Tode gerichtet. Für die Kirche iſt der Körper nur das unreine Gefäß der Seele, die allein der Pflege und der Errettung wert iſt. Der Körper wird von der Kirche verachtet. Nach der reinen Lehre der Kirche ſind Leibesübungen ein Werk des Teufels. Wie weit die Leibesverachtung der Kirche geht, zeigt ſich an der Kleidung der Prieſter, Mönche und Nonnen, die jede äſthetiſche Hervorhebung oder Betonung der natürlichen Körperformen ängſtlich vermeidet.

Ein anderer Gegner entſtand dem geſunden Körpergefühl aus einer einſeitigen Bewertung des Geiſtes. Ein überſpitzter Geiſtesdünkel, der ſeine Vollendung im jüdiſchen Intellektualismus hatte, glaubte, nur im Geiſtestraining die Höchſtwerte des Menſchen erringen zu können. „Wenn ſie es wiſſenſchaftlich zu etwas bringen wollen, müſſen ſie eben den Körper unterdrücken", ſagte einſt ein jüdiſcher Hochſchullehrer. Obwohl dieſe Denkweiſe alſo deutlich als fremdraſſig gekennzeichnet war, beteten im Zeitalter der raſſiſchen Inſtinktloſigkeit viele Deutſche dieſe Formeln nach.

Ein dritter Gegner der germaniſch-deutſchen Schau vom Menſchen iſt die materialiſtiſche Weltanſchauung. Sie gipfelt im Bolſchewismus und erkennt keinerlei geiſtige oder ſeeliſche Werte für den Menſchen an. Dabei gelingt es dem Bolſchewismus aber auch nicht, nun beſondere Erfolge auf dem Gebiete der Leibesübungen zu erzielen. Jedenfalls hat man noch auf keiner Olympiade von ſportlichen Siegen Sowjetrußlands

gehört. Der Bolſchewismus braucht für ſeine Weltrevolution eben eine an Wille und Geiſt geſchwächte ſeelenloſe Maſſe.

Für die Kirche iſt der Menſch lediglich ein „Seelenträger". Die Intellektuellen machen aus dem Menſchen den „Geiſtesakrobaten", und die materaliſtiſche Weltanſchauung macht aus ihm ein „Stoffbündel". Demgegenüber erleben wir im Nationalſozialismus wieder eine Ganzheitsſchau des Menſchen. Nicht mehr nur Geiſt, nur Seele oder nur Körper ſollen geſchult werden, ſondern alle drei ſollen ſich gegenſeitig fördern und den neuen deutſchen Menſchen formen.

Die Körperſchulung war in manchen Schichten unſeres Volkes vielfach „zugunſten" des Geiſtes vernachläſſigt worden. Heute wird die Leibeserziehung gleichwertig neben die Geiſtesſchulung geſtellt. Welche Bedeutung dieſer Tatſache nicht nur für den Einzelmenſchen, ſondern auch für die Gemeinſchaft zukommt, erkennen wir aus einem Wort des Führers in ſeinem Buch „Mein Kampf":

„Würde unſere geſamte geiſtige Oberſchicht einſt nicht ſo ausſchließlich in vornehmen Anſtandslehren erzogen worden ſein, hätte ſie an Stelle deſſen durchgehend Boxen gelernt, ſo wäre eine deutſche Revolution von Zuhältern, Deſerteuren und ähnlichem Geſindel niemals möglich geweſen. . . . . unſere geſamte geiſtige Führung war nurmehr ‚geiſtig' erzogen worden und mußte damit in dem Augenblick wehrlos ſein, in dem von der gegneriſchen Seite ſtatt geiſtiger Waffen eben das Brecheiſen in Aktion trat."

Die Geſunderhaltung unſeres Körpers iſt nicht nur für uns ſelbſt von Bedeutung, weil die Lebensfreude und die Leiſtungskraft geſteigert wird, ſondern auch eine Pflicht gegenüber der Gemeinſchaft. Denn die Wehrkraft unſeres Volkes, die Geſundheit der kommenden Generation und die raſſiſchen Werte unſeres Volkes ſind in der leiblichen Geſundheit jedes einzelnen von uns begründet. In dieſem Sinne gehört der Körper nicht dir, ſondern der Nation.

Dieſe Anſchauung wird immer mehr zum Allgemeinbeſitz unſeres ganzen Volkes. Leibesſchönheit, Leiſtungsfähigkeit und Charakterſtärke werden immer mehr zum Wertmeſſer für den Menſchen. Da der Körper bisher vielfach eine ſtarke Vernachläſſigung erfahren hat, tritt die Leibeserziehung natürlicherweiſe augenblicklich ſtark in den Vordergrund. Leider ſcheinen gewiſſe Kräfte die Gelegenheit für günſtig zu erachten, ihre alten ungeſunden Anſchauungen in der Frage der Leibeszucht wieder vorbringen zu können. Durch eine marktſchreieriſche Propaganda wollen ſie die Verehrung der Schönheit des unbekleideten menſchlichen Körpers fördern. Gewiß, der nackte Körper wird mit reiner Freude in der Kunſt, in der Plaſtik und in der Malerei betrachtet. Jeder geſunde Menſch wird daraus einen Anſporn zur Vollkommenheit und Harmonie erhalten. Etwas anderes iſt jedoch der ausgezogene Körper, der ſich manchmal in Revuen, in illuſtrierten und in Filmzeitſchriften wieder an das Licht der Öffentlichkeit wagt. Solche Bilder haben mit

einer gesunden Leibeszucht nichts zu tun. So rein und groß uns der nackte Körper erscheint, so gemein und abstoßend wirkt auf uns die Schaustellung des ausgezogenen Körpers.

Die Leibesübungen dienen nicht nur der Gesunderhaltung unseres Körpers, sondern müssen in gleich starkem Maße der Leibeszucht dienen. Gesundheit und Zucht ergeben jene leibliche Harmonie, die wir als Ausdruck unserer Weltanschauung suchen und fördern.

Paul Gierlichs.

Außenpolitischer Bericht

Wenn man die Ereignisse des vergangenen Jahres überblickt, so herrscht ein Eindruck unbedingt vor: Die grenzenlose Bewunderung vor dem Werk des Führers. Wir Hitlerjungen standen von jeher in ganz besonderer Liebe und Verehrung zum Führer.

Die Ereignisse der letzten Wochen verpflichten uns ihm um so stärker. Es wäre gut, wenn all die Schwätzerei im Ausland, die mit ihren Greuelnachrichten und ihrer Lügenpropaganda sich in den letzten Monaten geradezu überschlagen haben, die eine Tatsache mehr berücksichtigen würden: die gesamte Jugend des deutschen Volkes steht auf Gedeih und Verderben zum Führer und seinem Werk! Damit ist die Zukunft unseres Volkes für alle Zeiten gesichert. Die Welt wird sich daran gewöhnen müssen, daß das 100-Millionenvolk der Deutschen sich in Zukunft die ihm zustehenden Rechte sichern wird, ganz gleich, ob mit oder gegen die Zustimmung aller Herren, die da glauben, sich als Weltrichter aufspielen zu können.

Überlegen wir uns doch einmal ganz kurz: Wie war die Stellung des deutschen Volkes vor 1933 in der Welt? Damals lebten ja auch schon 100 Millionen Deutsche in Europa und der übrigen Welt!

Volksdeutscher zu sein, d. h. als Deutscher in einem fremden Staat zu leben, dessen Staatsangehörigkeit zu besitzen und damit der Herrschaft des fremden Staatsvolkes unterworfen zu sein, war wirklich kein Vergnügen. Jedes kleine Volk von ein paar Millionen konnte es sich in diesen Jahren der Ohnmacht erlauben, deutsche Volksgenossen wegen ihres Bekenntnisses zum deutschen 100-Millionen-Volk zu schikanieren, zu terrorisieren, ins Gefängnis zu werfen, ja sogar zu morden. Das Deutsche Reich, das eigentlich die Interessen dieser verfolgten Brüder hätte vertreten müssen, war ohnmächtig, seine Führung, durch Parteiinteressen innerstaatlich gebunden, zu feige, um irgendeinen Einspruch zu wagen. Das waren die Jahre, wo jeder Judenlümmel und jeder Chauvinist in einem der zahlreichen durch das Versailler Diktat neugegründeten kleinen Staaten sich alles erlauben durfte. Das Reich ohne eine starke Wehr-

macht, in zahlloſe Parteien aufgeſpalten, mit einem Millionenheer von Arbeitsloſen — im Ausland die deutſchen Volksgruppen Freiwild, denen die primitivſten Rechte verweigert wurden. Fünfzehn Jahre ſah ſo das Schickſal des deutſchen Volkes aus.

1933: Dem Willen des deutſchen Volkes mußten ſich die bisherigen Machthaber beugen: Der Führer Adolf Hitler übernimmt die Führung des Deutſchen Reiches und damit gleichzeitig die des geſamten deutſchen Volkes. Die deutſche Wirtſchaft wird durch den 1. Vierjahresplan ſo ausgebaut, daß nicht nur das geſamte Arbeitsloſenheer verſchwindet, ſondern faſt aus allen angrenzenden Ländern ſtändig Arbeiter ins Reich geholt werden müſſen, um die anfallenden Arbeiten zu bewältigen. Als alle Abrüſtungsvorſchläge, die der Führer wiederholt der Welt macht, nicht angenommen werden, wird in kürzeſter Friſt eine Wehrmacht aufgebaut, unter deren machtvollem Schutz ſich reibungslos die Rückkehr des Saarlandes, der Oſtmark, des Sudetenlandes und des Memellandes vollzieht. Altes Reichsland — Böhmen und Mähren — wird dem Reich als Protektorat eingegliedert. Mit 550 000 Quadratkilometer war das Deutſche Reich nach der Heimkehr der Oſtmark der größte Staat Europas geworden. Durch die Rückkehr des Sudeten- und Memellandes und die Eingliederung Böhmens und Mährens ſtieg der Gebietsumfang auf etwa 635 000 Quadratkilometer mit rund 86 Millionen Einwohnern. Das Deutſche Reich beſitzt damit an Zahl die gleiche Bevölkerung wie England und Frankreich zuſammengenommen. Aus dem ohnmächtigen Reich, mit dem jeder machen konnte, was er wollte, iſt das machtvolle Deutſche Reich Adolf Hitlers geworden, um deſſen Freundſchaft man wirbt. Die im Ausland lebenden Reichsdeutſchen, die Auslandsdeutſchen, behandelt man mit Achtung, den noch in anderen Staaten verbleibenden Volksgruppen beginnt man freiwillig die ihnen zuſtehenden Rechte einzuräumen. Den Staaten, die ſich noch nicht dazu entſchließen konnten, haben die Ereigniſſe der letzten Wochen gezeigt, daß in Zukunft das Reich den Schutz der Lebensrechte der Volksdeutſchen voll übernehmen wird, ganz gleich, in welchem Staat der Erde ſie leben.

Dieſe ganz knappe Gegenüberſtellung der Verhältniſſe vor und nach 1933 zeigt, welch gewaltiger Wandel in den vergangenen ſechs Jahren vor ſich gegangen iſt. Es iſt unbedingt notwendig, ſich von Zeit zu Zeit dieſe Einzelheiten vor Augen zu führen, um wirklich erfaſſen zu können, was es bedeutet, daß z. B. die Oſtmark ein Teil des Reiches wurde, daß die Tſchecho-Slowakei, eine der wichtigſten Poſitionen der Gegner unſeres Volkes, ohne Blutvergießen aufgehört hat, zu exiſtieren und die wichtigſten Teile dieſes Gewaltſtaates dem Reich eingegliedert wurden.

Böhmen und Mähren werden Protektorat des Reiches

Als vor ungefähr ſechs Monaten England, Frankreich, Italien und das Deutſche Reich in München zuſammenkamen, waren die untragbaren Zuſtände in der Tſchecho-Slowakei der Grund hierfür. Man hatte eingeſehen, daß ein weiteres Verſchleppen dieſes Problems nicht möglich war, ohne Europa in einen Krieg zu ſtürzen. Nach kurzen Verhandlungen kam damals das Münchener Abkommen zuſtande, in dem die Lostrennung des Sudetenlandes beſchloſſen wurde. Für den Reſtſtaat wurde der Verſuch einer großzügigen Neuregelung unternommen, um in Zukunft den Frieden in dieſem Gebiet zu garantieren. In freien Verhandlungen hatte Prag den Slowaken und Karpato-Ukrainern volle Autonomie zugeſichert. Die Regierungen dieſer Teilſtaaten begannen mit dem Aufbauwerk in ihren Ländern. Der Weg für eine ruhige Entwicklung ſchien frei.

Doch bald kamen neue Alarmnachrichten aus dieſer Wetterecke. Die Machthaber in Prag hatten ſcheinbar aus den Ereigniſſen der vorangegangenen Monate nichts gelernt. Durch verſchiedene Methoden verſuchten ſie, ihr altes Terrorſyſtem in der Slowakei und der Karpato-Ukraine wieder aufzurichten. Die feierlichen Zuſagen waren vergeſſen. Nachdem man zuerſt verſucht hatte, durch finanzielle Druckmittel die alten Machtpoſitionen wiederzugewinnen, ging man bald zu offenem Terror über. Doch die Bevölkerung dieſer Gebiete wußte, daß ſie nicht mehr wehrlos der Willkür der Tſchechen ausgeliefert war; ſie wußte, daß ſie im Deutſchen Reich einen mächtigen Freund gewonnen hatte. Entſchloſſen leiſtete ſie daher allen tſchechiſchen Unterdrückungsverſuchen energiſchen Widerſtand.

Doch der tſchechiſche Terror ſtieg von Tag zu Tag. Entgegen allen Autonomiezuſicherungen (Selbſtändigkeit) wurde ein tſchechiſcher General als Machthaber in der Karpato-Ukraine eingeſetzt, tſchechiſche Gendarme und Soldaten regierten mit Standrecht und Kriegszuſtand in der Slowakei. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden wurden von Prag drei Regierungen für die Slowakei widerrechtlich eingeſetzt. Die ſlowakiſche Hlinka-Garde (ſlowakiſche Nationaliſten) leiſtete offenen Widerſtand. Die Situation ſpitzte ſich dramatiſch zu.

Da entſchloß ſich der Chef der rechtmäßigen Regierung der Slowakei, Miniſterpräſident Tiſo, zu einem Beſuch in Berlin, um durch eine Ausſprache mit dem Führer eine Klärung der Verhältniſſe zu erreichen. Nach ſeiner Rückkehr rief der ſlowakiſche Landtag die Unabhängigkeit der Slowakei aus. Kurz darauf erklärte auch die Karpato-Ukraine ihre Selbſtändigkeit. Die Tſchecho-Slowakei befand ſich in voller Auflöſung.

Da, in der Stunde der größten Gefahr, kam der tſchechiſche Staatspräſident, Dr. Hacha, nach Berlin. In einer längeren Unterredung mit dem Führer wurde eine grundſätzliche Neu-

regelung der Verhältniſſe vereinbart. Wie es in einer Verlautbarung heißt, iſt in der Beſprechung „übereinſtimmend die Überzeugung zum Ausdruck gebracht worden, daß das Ziel aller Bemühungen die Sicherung von Ruhe, Ordnung und Frieden in dieſem Teile Mitteleuropas ſein müſſe. Der tſchecho-ſlowakiſche Staatspräſident hat erklärt, daß er — um dieſem Ziel zu dienen und um eine endgültige Befriedung zu erreichen — das Schickſal des tſchechiſchen Volkes und Landes vertrauensvoll in die Hände des Führers des Deutſchen Reiches lege. Der Führer hat dieſe Erklärung angenommen und ſeinem Entſchluß Ausdruck gegeben, daß er das tſchechiſche Volk unter den Schutz des Deutſchen Reiches nehme und ihm eine ſeiner Eigenart gemäße autonome Entwicklung ſeines völkiſchen Lebens gewährleiſten werde."

Dem Einmarſch der deutſchen Truppen wurde keinerlei Widerſtand entgegengeſetzt. Reibungslos verlief die Beſetzung des ganzen Landes.

Noch am 15. März traf der Führer perſönlich in Prag ein. Am 16. März wird der Welt bekanntgegeben, daß Böhmen und Mähren als Protektorat in das Reich eingegliedert werden. Sonnabend, den 18. März, wird Reichsminiſter v. Neurath zum Reichsprotektor in Böhmen und Mähren ernannt. Das ſind in wenigen Daten die Ereigniſſe dieſer geſchichtlich ſo bedeutenden Tage. Der Weg für eine friedliche Entwicklung iſt nun endgültig frei.

Drei Verträge von großer politiſcher Bedeutung an einem Tag

Am 23. März ſchloß das Deutſche Reich drei Verträge gleichzeitig ab, deren Bedeutung ſich heute wahrſcheinlich noch gar nicht überſehen läßt.

Ein weiterer Schandfleck, den das Verſailler Diktat uns aufzuzwingen gedachte, war getilgt. Das Memelland war nach 20 Jahren ſchwerſter Leiden ins Reich heimgekehrt. Von Bedeutung iſt dabei, daß auch dieſes Problem, das die nachbarlichen Beziehungen zwiſchen dem Reich und Litauen aufs ſchwerſte belaſtete, durch freie Vereinbarung auf freundſchaftlicher Grundlage gelöſt wurde. Einer der Väter des Verſailler Diktates, der bekannte franzöſiſche Politiker Clemenceau, hatte ſelbſt zugegeben, daß die Lostrennung des Memellandes erfolgt war, um das Reich brutal zu ſchädigen und gleichzeitig ewige Feindſchaft zwiſchen uns und dem jungen litauiſchen Staat zu ſchaffen.

Gemäß ſeinem Grundſatz, allen Völkern unbedingt Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, ſind in den weiteren Artikeln dieſes Vertrages weitgehende Zugeſtändniſſe an Litauen gemacht worden. Zur Sicherung des Friedens wurde ferner vereinbart, „weder zur Anwendung von Gewalt gegeneinander zu ſchreiten, noch eine gegen einen der beiden Teile von dritter Seite gerichtete Gewaltanwendung zu unterſtützen."

Herausgegeben von der Reichsjugendführung der N.S.D.A.P. Amt für weltanschauliche Schulung.
Druck: Wilhelm Limpert, Berlin SW 68.